

Leseprobe aus:
Maria Tumarkin
Gewissheiten



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf
www.hanser-literaturverlage.de

© 2021 Hanser Berlin in der Carl Hanser Verlag GmbH & Co. KG, München

 HANSER BERLIN



Maria Tumarkin
GEWISSHEITEN

Aus dem Englischen
von Claudia Voit

Hanser Berlin

Die englische Originalausgabe erschien 2018 unter dem Titel *Axiomatic* bei Brow Books in Australien.

Die Übersetzerin dankt dem Deutschen Übersetzerfonds für die Förderung der Arbeit an der vorliegenden Übersetzung.

1. Auflage 2021

ISBN 978-3-446-27111-1

© Maria Tumarkin, 2018

Alle Rechte der deutschen Ausgabe

© 2021 Hanser Berlin in der

Carl Hanser Verlag GmbH & Co. KG, München

Umschlag: Anzinger und Rasp, München

Satz: Sandra Hacke

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany



MIX
Papier aus verantwortungsvollen Quellen
FSC® C083411

INHALT

Die Zeit heilt alle Wunden

9

Wer sich seiner Vergangenheit
nicht erinnert, ist dazu
verdammt, sie zu wieder-

63

Die Geschichte wiederholt sich

95

Gib mir ein Kind unter sieben
und ich zeige dir die Frau

163

Man kann nicht zweimal
in denselben Fluss steigen

227

Danksagung

251

Zitierte Übersetzungen

255

Aus Gründen der Privatsphäre und der Sicherheit wurden einige Namen geändert (Vandas Mandanten in »Die Geschichte wiederholt sich«), mit Initialen abgekürzt (»Die Zeit heilt alle Wunden«) oder ganz weggelassen (»Wer sich seiner Vergangenheit nicht erinnert, ist dazu verdammt, sie zu wieder-«).

DIE ZEIT
HEILT
ALLE
WUNDEN

Fünf Jahre lang schrieb Frances nur über ihre Schwester. Sie hatte mal ein Talent für trockenen Humor gehabt. Was war daraus geworden, und aus ihrem Sarkasmus? Sie war siebzehn gewesen, Katie sechzehn. Früher hatte ihre Mutter die beiden immer im Partnerlook angezogen, meistens in Jeanskleidern. Man hatte sie oft für Zwillinge gehalten.

In der zwölften Klasse schrieb Frances in einem Englisch-aufsatz

als ich an jenem Morgen ihr Zimmer betrat, spürte ich, dass etwas ganz und gar nicht stimmte. Ihre Haltung wirkte unbeholfen, als würde sie der Schwerkraft trotzen.

Ein Jahr später an der Uni

kniend und vornübergebeugt, unfassbar reglos. Ich dachte, sie wäre in dieser schiefen Haltung eingeschlafen ...

Mitten in einer Semesterabschlussarbeit im darauffolgenden Jahr

das Haar fiel ihr ins Gesicht und verbarg die Wahrheit. Überall auf ihrer Haut zeichneten sich blaue Adern ab, als würden sie ihren jungen Körper umklammern.

Nach fünf Jahren veränderte sich etwas. Die Fragen – Warum hat sie gerade mich angerufen und gebeten, sie zu wecken? Warum hätte sie sich wünschen sollen, dass ausgerechnet ich sie finde?, und die große Frage: War es Absicht? – brannten ihr nicht mehr auf der Zunge. Sie verwandelten sich für Frances allmählich in Aussagen.

SIE WOLLTE VON MIR GEFUNDEN WERDEN

ES WAR ABSICHT

Nach weiteren fünf Jahren hat Frances nicht mehr so oft das Bedürfnis, darüber zu sprechen, nur manchmal, mit man-

chen Menschen. Sie weiß, um welche Filme sie besser einen Bogen macht, und mit ihren Schwestern muss sie das Thema nicht mehr durchkauen. Hatte sich ihr Vater vielleicht ein Gespräch mit der ganzen Familie gewünscht, als er am zehnten Todestag »Auf Katie« sagte und alle das Glas hoben? Möglich. Sie wird ihn fragen.

Ich lerne Frances kennen, als die Veränderung gerade beginnt. Katies Tod drückt ihr nicht mehr ständig auf die Brust, rammt ihr nicht mehr das Knie in die Rippen und erschwert ihr jeden Atemzug. Ich war so verloren, als wir uns kennengelernt haben, erzählt sie mir später, so verwirrt und jung, vollkommen auf Katie fixiert.

Wir treffen uns, und ich frage Frances nach den Aufläufen. Jeder kennt diese Sache mit den Aufläufen. Jemand stirbt, und die Menschen, Nahestehende und praktisch Fremde, strömen scharenweise zum Haus des Verstorbenen und überreichen irgendeinen Auflauf. Manchmal gibt es sogar eine Liste, wer wann vorbeikommt. Dass die Aufläufe auf einmal auftauchen und ein paar Wochen später ebenso plötzlich wieder verschwinden, erinnert gewissermaßen an Vogelschwärme, die herabstoßen und wieder abheben. *Wusch*. In diesen Wochen und manchmal, wenn auch selten, Monaten ist die Familie oder wer auch immer sich in dem Haus befindet, lebendig begraben unter dieser geballten, pochenden und verzweifelten Aufmerksamkeit. Dann plötzlich nichts mehr. Schwer zu sagen, was schlimmer ist. Den Menschen, mit denen ich mich vor Frances unterhalten habe und die selbst einmal Aufläufe bekamen, ist die Nach-Auflauf-Zeit anscheinend lieber. In einer Straßenbahn auf der Elizabeth Street sprechen wir über die Wochen nach Katies Tod.

– Welche Phase? (Sie hat mich nicht verstanden; ich habe einen Akzent, und in der Straßenbahn ist es laut.)

– Die Auflaufphase.

– Ach, die war super. Hätte von mir aus noch viel länger andauern können. Die Auflaufphase wäre mir auch jetzt ganz recht.

All diese Menschen im Haus und kein Platz für noch mehr Blumen, das kam Frances vor wie das Gegenteil von brennender Einsamkeit. »Und dann«, sagt sie, »sind die Blumen verwelkt. Und die Leute gegangen. Und es blieb nichts, um die Leere zu füllen.«

Aus Frances' Aufsatz in der zwölften Klasse, den sie zwanzig Tage nach Katies Suizid abgegeben hat

Den Geschmack ihres Mundes werde ich nie vergessen. Noch immer schmecke ich ihren letzten Atemzug.

Die Schule war klein, rund fünfhundertfünfzig Mädchen von der Vorschule bis zur zwölften Klasse. Einundzwanzig Jahre lang war Ann dort Lehrerin. Sie unterrichtete alle vier Schwestern. (Früher waren es vier Schwestern. »Drei sind normal, vier sind was Besonderes«, sagt Frances.) Während unseres zweistündigen Gesprächs sieht man Ann – gelassen, Lehrerin mit Leib und Seele, robust, Mutter soundso vieler Söhne und mittlerweile im Ruhestand – nur einmal die Bestürzung deutlich an. Warum kann sie die Tränen nicht zurückhalten, als wir auf die Aufsätze aus jenem Jahr zu sprechen kommen? Auf Frances' Text und die Arbeiten zweier Mitschülerinnen, von denen eine in einer psychiatrischen Klinik lebt. »Wahrscheinlich, weil sie mich an ihrer Wahrheit teilhaben ließen. Ihren Eltern erzählen sie so etwas nicht. Oder ihren Freunden und Therapeuten. Solche Sachen machen sie mit sich selbst aus.«

Wenn man aus der osteuropäischen Fremde in diese Welt kommt (wobei es letztendlich kaum eine Rolle spielt, welche Fremde die Fremde ist), hat man nicht oft den Eindruck, als

würden Worte in dieser australischen Welt viel Kraft besitzen. Das ist auch nicht weiter schlimm. Wir haben unseren Frieden damit gemacht, es fast schon dankbar akzeptiert, weil wir die (uns) wohlbekannte Alternative – eine Welt, in der Dichter und ihre Familien wegen zu bedeutender Worte verfolgt und getötet wurden – als wesentlich größeres Übel empfinden. Aber vielleicht hatte ich ein falsches Bild von dieser neuen Welt. Vielleicht habe ich an der falschen Stelle gesucht, nicht an Mädchen und Jungen gedacht, die über ihr Innerstes schreiben, über Dinge, denen Sprache ihrem Empfinden nach nicht gerecht wird, die ihr Herz in Schulaufsätzen ausschütten, aber alles unter Bergen der üblichen, hingeschmierten Belanglosigkeiten vergraben; ein Austausch vorbei am altbewährten Schulgrundsatz »Wörter gegen Noten«, denn was hier unerlaubterweise und im Verborgenen ausgetauscht wird, sind Geheimnisse, vertrauliche Nachrichten, Fragen und seelischer Schmerz. Und die Lehrkräfte, die die Worte ihrer Schülerinnen und Schüler mit sich herumtragen – auch an sie habe ich nicht gedacht. Und keiner weiß etwas davon. Natürlich nicht. »Den Elftklässlern raten wir: Wenn du eine wirklich besondere Geschichte zu erzählen hast, heb sie dir bis zur zwölften Klasse auf«, erzählt mir Ann. »Wenn du dann darüber schreibst, kommt die Botschaft an. Und daran halten sich tatsächlich die meisten.«

Ann ist klein, darum hat sie sich während ihrer Zeit an einer Jungenschule angewöhnt, leuchtende Farben zu tragen. (»Sonst sehen die dich nicht. Die rempeln dich einfach um.«) Sie hat sich angewöhnt, nicht im Sitzen zu unterrichten. Sie hat die Erfahrung gemacht, dass man manchen Schülern die Handynummer geben will, ganz egal, was die Schulregeln besagen, und dass man ihnen vertrauen muss, auch wenn man das manchmal bereut, und – jetzt kommt das Knifflige/

Offensichtliche – dass man vor den Schülern keine Angst haben darf.

Außer an Englisch bei Ann erinnert sich Frances an kein einziges Fach ihres Abschlussjahrs.

Damals nahmen sie *Look Both Ways* durch, einen Film darüber, dass das Leben aus zufälligen Begegnungen mit Tod und Trauer besteht, unter der Regie der (damals noch nicht) verstorbenen Sarah Watt, mit ihrem Mann William McInnes in der Hauptrolle. Jemand an der Schule kannte McInnes, und so wurde er eingeladen, mit den Zwölfklässlerinnen zu sprechen. Dann starb Katie, und es war zu spät, den Lehrplan zu ändern. Im folgenden Jahr, als Katies Klasse in die zwölfte Jahrgangsstufe kam, ließen sie von *Look Both Ways* gleich die Finger. Nach Katies Tod verstummte Frances' Klasse, niemand sprach über den Film. Das restliche Jahr über war Ann für das Reden zuständig. Sie sagte Frances, sie könne, wenn nötig, den Unterricht jederzeit verlassen: Steh auf, geh raus, aber bleib auf dem Schulgelände. Doch Frances ging nie. Sie saß einfach da, vor Ann, mit tränennassem Gesicht. Regungslos. Ann reichte ihr Taschentücher und unterrichtete weiter.

Monique, Lehrerin in einer anderen Schule in Melbourne, verlor einen Elftklässler, den sie seit der siebten Klasse unterrichtet hatte. Frances und Monique kennen sich nicht. Ann kennt Monique nicht. Es war nicht Monique, die Bryns Leiche fand. Ein anderer Lehrer rief sie an und informierte sie. Als derselbe Lehrer sechs Jahre später zum ersten Mal wieder bei ihr anrief, weil er nach der Telefonnummer von jemandem fragen wollte, schlug Monique sofort das Herz bis zum Hals. Als stürzte die Erinnerung auf sie ein, so hatte sich das angefühlt. Folgendes erzählt mir Monique über Bryn: Er war Schulsprecher in der Grundschule, »eine ziemlich starke

Persönlichkeit«, Einzelkind und einziger Enkel, hat die ersten Jahre seines Lebens bei buddhistischen Mönchen in Thailand verbracht. So clever, dass er sich vorher sogar von allen verabschiedete und eine Playlist für seine Beerdigung zusammenstellte.

»Schauen Sie mal, ich hab meine komplette Schuluniform an« war das letzte, was Bryn zu Monique sagte. Sie hatte ihn schon drei, vier Jahre lang nicht mehr in vollständiger Uniform gesehen. Nicht, dass ihr das wichtig gewesen wäre. Aber es war, als hätte er eine To-do-Liste. Als würde er eins nach dem anderen abhaken. Was stand auf der Playlist? »Mad World« von *Tears for Fears*.

HELLO TEACHER TELL ME WHAT'S MY LESSON?

LOOK RIGHT THROUGH ME

Monique kommt auf die Aufläufe zu sprechen. »Als Tochter eines Bestatters sollte ich zu den Menschen gehören, die leicht auf Trauerfall umschalten können. Eigentlich sollte ich eine von denen sein, die mit einem Auflauf bei dir auf der Matte stehen.« Sie sagt: »Man muss sich fragen: Was passiert eigentlich nach den Aufläufen? Die Anteilnahme der meisten reicht ungefähr zwei Wochen.« Dann hält die Welt nicht mehr den Atem für einen an. Alle gehen wieder zum Alltag über, aber man selbst kann das nicht. Mittlerweile sollte klar sein, dass Monique nicht der Auflauf-Typ ist. Ein paar ihrer Freunde hatten Todesfälle in der Familie, und sie schickte ihnen zwei Wochen nach allen anderen Blumen.

Mögliche Beschreibung eines Menschenlebens: Krautköpfige Jahre während unserer Blüte, Auflaufzeit, wenn's vorbei ist. Und für unsere Hinterbliebenen die Nach-Auflauf-Ewigkeit.

Monique ist gern mit Jugendlichen zusammen, sie mag ihre Ehrlichkeit. Als sie nach Bryns Tod vor seinen Mitschü-

lern stand, schaffte sie es kaum, ihnen ins Gesicht zu sehen. »Ich kann euch nicht anschauen«, sagte sie, »sonst muss ich weinen. Ich fühle mich genauso hilflos wie ihr. Aber eins will ich euch noch sagen: Verurteilt auf der Beerdigung niemanden wegen seines Verhaltens. Sagt nicht, die anderen hätten ihn nicht gekannt und dürften deshalb nicht trauern. Sagt nicht, sie hätten nicht das Recht weiterzumachen.«

Wie schwer es sein muss, in der Highschool zu trauern: Jeder beobachtet jeden. Fast alle sind unglaublich zerbrechlich. Freunde verletzen einen häufiger und treffsicherer als Feinde. Nicht zwangsläufig, aber recht wahrscheinlich gibt es Cliques, Hierarchien, enge Freundeskreise, lockere Freundeskreise, Kreise innerhalb von Kreisen. In Katies Jahrgang brach ein Streit darüber aus, wer jetzt, nach Katies Tod, ein Anrecht auf sie hatte und wer seine Trauer offen zeigen durfte. Auch darüber, wer dafür zuständig war, Katies Porträt im Chadstone-Shoppingcenter auf silberne Anhänger gravieren zu lassen. Und wer für die heliumgefüllten Ballons, an denen sie Briefe befestigten, um sie am Strand in der Vorstadt steigen zu lassen. Frances erinnert sich an nichts davon, nicht einmal an die Beerdigung. Und obwohl sie die zwölfte Klasse nachweislich gut abschloss, sagt sie, sie habe keine Ahnung, wie, außer – Moment, ihr unterhaltet euch schließlich nicht erst seit gestern (dieses Buch, dein Leben: wie verhext? Ein totaler Fehlschlag?), versuch dich zu erinnern.

In dem Jahr, in dem ihr euch kennengelernt habt, schrieb sie

Roboter schieben nichts auf, sie haben keine Gefühle, sie sind Maschinen und müssen einfach nur funktionieren.

»Hast du mal einen Stift?« Ich reiche ihr einen. Um uns herum sind Frances' Texte ausgebreitet. Mit dem Stift will sie die Aufsätze aus der Schule und aus der Uni durchgehen, die

sie allesamt für mich ausgedrückt hat (alle über Katie). Sie will manche Stellen durchstreichen. Ich soll wissen, dass ihr klar ist, wie schlecht das alles geschrieben ist. »Mir ist vollkommen bewusst, dass Schreiben ein Handwerk ist. Die Technik finde ich spannend, was funktioniert, was nicht. Und diese Gedichte sind entsetzlich.«

Nach »entsetzlich« sagt sie »unecht«. An »unecht« bleiben wir hängen. Vielleicht das falsche Wort. Sie habe Katie schützen müssen, meint sie. Sie konnte nicht zulassen, dass man Katie für egoistisch hielt oder glaubte, ihr sei das Leid anderer egal gewesen. Die Leute sollten wissen, dass Katie nach dem Suizid ihres Freundes am Boden zerstört gewesen war und nicht ertragen hatte, dass man ihr die Schuld gab. Ich frage sie:

– Das Buch, das du später mal schreiben willst, soll das ein Sachbuch werden oder Belletristik?

– Bloß nicht Belletristik. Das ist gar nicht mein Fall. Da hatte ich immer die miesesten Noten. Mein schlechtester Schnitt an der Uni. Für mich kommt nichts anderes als Sachbuch infrage. Aber nicht einfach eine autobiografische Erzählung, kein Memoir, ich will den Bogen zu grundlegenden Themen spannen.

– Zum Beispiel?

– Zum Beispiel will ich der Frage nach Familiengeheimnissen nachgehen. Und Beziehungen. Wie sie sich verändern. Mich interessieren Perspektivenwechsel. Verschiedene Erzählstimmen. Dritte Person, erste Person. Den Titel habe ich schon: *Was Katie zuletzt getan hat*.

Eine Zeit lang habe ich ihr von Büchern erzählt, die andere über ihre verstorbenen Schwestern und Brüder, Freunde und Kinder geschrieben haben. Als wir uns kennenlernen, sind diese Bücher noch selten, beinahe ein Geheimtipp, meistens

hat man über irgendjemanden davon gehört, und sie sind wie eine Offenbarung: Es gibt also doch auch abseits von medizinischem Fachjargon eine Sprache, um das zu beschreiben, und es passiert tatsächlich auch in Familien *wie ihrer* (»Sieht nach einer intakten Familie aus, schönes Haus und alles, wirklich seltsam«, hat ein Polizist nach Katies Tod gesagt). Und Charles D'Ambrosio hat die Militärstiefel seines Bruders Danny, die, in denen er gestorben ist, mit Steinen befüllt auf seinem Schreibtisch stehen, und John Niven, dessen Bruder sich erhängte, vergleicht Suizid mit einer Atombombe, weil er »eine Kettenreaktion mit einer unglaublichen Halbwertszeit nach sich zieht«. Dann wird der Markt von Büchern dieser Art überschwemmt. Bis die Erzählungen über Suizid scheinbar überall sind. Das hat Vor-, aber auch Nachteile, mittlerweile muss Frances sich schützen – man kann nicht jedes Mal über glühende Kohlen gehen, wenn man im Supermarkt Hühnerbrühe holen will –, und so behalte ich meine Literaturempfehlungen für mich.

Es ist nicht so, dass sie wegsieht. Vielmehr entscheidet sie, wann sie hinsieht.

Ich weiß nicht, ob sie immer noch darüber nachdenkt, selbst ein Buch zu schreiben.

Als ich klein war, galten Kinder *gemischter* Herkunft als die schönsten. Frances ist europäisch-asiatischer Herkunft. Und ja, sie ist bildhübsch. Ich überlasse es gern Ihnen, sich ihre Haut, Augen, Wangenknochen und Haare vorzustellen. Ich wollte das nicht gleich erwähnen, weil es eine bestimmte Wirkung hat, wenn man erfährt, dass jemand so schön ist, dass er auch in einem Kartoffelsack gut aussehen würde, besonders wenn es sich um eine junge Frau handelt. Viel wurde zwar nicht gesagt, aber nun wissen wir irgendwie doch Bescheid und sind nicht mehr so wachsam, so neugierig. Diese

Information noch länger zu verheimlichen, wäre auch nicht richtig gewesen. In Frances' Augen war Katie die Schönste von ihnen. Wie schön? Sie musste sich nie schminken.

»Umwerfend, beliebt, unaufhaltsam und immer bei allem dabei; und wahnsinnig klug war sie auch«, sagt Frances, »und witzig. Eine Entertainerin. Eine Anführerin.«

Bryn, sagt Monique, freundete sich mit jedem Sonderling an. Nach seinem Tod wurde klar, dass er ein Hirte für die Einzelgänger seiner Schule gewesen war.

*

Am Tag nach dem Suizid von Katies Freund – und fünf Wochen vor ihrem eigenen – war Katie bei *Australian Idol* in der zweiten Casting-Runde. Sie machte Rückwärtssalto und sang dabei das komplette Periodensystem der Elemente. Sie nahm das alles überhaupt nicht ernst, weder das Casting noch ob sie ins Fernsehen kam oder nicht. »Sie wollte in der Öffentlichkeit eine Lanze für die Wissenschaft brechen«, sagt Frances und lacht.

Der Freund war genau genommen ein Exfreund. Sechs Monate lang waren die beiden ein Paar gewesen. Er ging nicht mehr zur Schule, war älter und arbeitslos, ihre Eltern hielten nichts von ihm. Von den Drogen wussten sie da noch nichts. Die Beziehung muss sehr leidenschaftlich gewesen sein. Ihre Freunde erinnern sich an heftige Auseinandersetzungen und Liebesbeteuerungen schon wenige Minuten später. Frances zufolge liebte Katie ihn nicht. »Mit sechzehn geht's doch nicht um echte Liebe, da geht's ums Drama.«

An einem Abend im Mai ging Katie mit ihrem Freund zum Ball der elften Klasse, und hinterher machte sie mit ihm Schluss. Kurz darauf nahm er sich das Leben. Es sprach sich

herum, dass Katie per Telefon die letzte war, die mit ihm gesprochen hatte. Die Familie des jungen Mannes (bis auf seine Mutter) gab ihr die Schuld. Sein älterer Bruder nannte sie eine *Mörderin*. Auf der Beerdigung durfte Katie keine Rede halten. Kein Wort über ihre Beziehung oder über sie; ihrer Trauer wurde kein Platz eingeräumt. Katie zerbrach an seinem Suizid. Damit sie sich nichts antat, wurde sie unmittelbar danach zu ihrem eigenen Schutz überwacht. Es sickerte durch, dass sie vor der Trennung einen Pakt geschlossen und versucht hatten, gemeinsam zu sterben. Katie hatte Frances versprochen, dass sie es nicht noch einmal probieren würde. »Schwesternehrenwort«, hatte sie gesagt. Dann versuchte sie, sich auf der Schultoilette zu erhängen. Aber es kam jemand, und sie musste ihr Vorhaben abbrechen. »Wie grauenvoll das gewesen wäre, wenn sie sich in der Schule umgebracht hätte«, sagt Ann. »Die Auswirkungen. Ein Haus kann man verkaufen, woanders weitermachen, aber eine Schule nicht.«

Beim Casting von *Australian Idol* waren die Kameras auf Katie gerichtet. Acht Stunden lang. Wie sie das Publikum in Stimmung bringt. Eine Mitschülerin erinnert sich noch an ihren Anruf bei Katie: »Und dann hat sie ›Hi‹ gesagt, und ich hab gefragt: ›Bist du beim Casting?‹, und sie: ›Ja, durch die erste Runde hab ich's geschafft, in ein paar Stunden muss ich vor die Jury‹, und ich: ›Oh, okay.‹ Und dann sie: ›Du weißt ja sicher, dass er gestorben ist‹, und ich: ›Ja, das hat man uns heute Morgen gesagt‹, und dann frag ich: ›Alles okay?‹, und sie bloß: ›Ja, klar.‹ Sie muss völlig unter Schock gestanden haben.«

Frances sagt: »Meine Schwestern waren alles für mich. Vier Schwestern: immer zusammen. Vier gegen den Rest der Welt.« In ihrer Kindheit wurden sie und Katie oft verwech-

selt – Frances hatte nie verstanden, warum. Wenn sie sich jetzt alte Fotos ansieht, fällt es ihr manchmal selbst schwer, sich und Katie auseinanderzuhalten. Außerdem: die Stimme. »Ich höre nicht gern Aufnahmen von mir, weil ich wie sie klinge. Ich habe dann den Eindruck, dass sie das ist.« Alle vier verband eine wunderbare, wahrhaftige Ähnlichkeit. Eine Freundin aus Katies Klasse erinnert sich, wie bei der Beerdigung Schwester Nummer zwei (Frances ist Nummer drei, Katie Nummer vier) den Raum betrat: »Das war zu viel für uns. Als würden wir einen Geist sehen.«

Kurz darauf passierte etwas Seltsames, »total verrückt«, meint Frances. Eine Frau, ein Stammgast in dem Café, in dem Frances und Katie gejobbt hatten, arbeitete bei Fremantle Media, der Produktionsfirma hinter *Australian Idol*. Ihr Bruder hatte sich einige Zeit vor Katie das Leben genommen. Als sie das mit Katie erfuhr, flog sie nach Sydney, schnitt aus acht Stunden Filmmaterial jede einzelne Einstellung mit Katie heraus und schickte die Aufnahmen an Frances und ihre Familie. Frances sah sich die Aufzeichnung einmal an, dann fünf Jahre lang nicht mehr. »Im Video ist sie nicht sie selbst, sie verhält sich da ein bisschen überdreht. Als hätte sie nur versucht, den Tag irgendwie durchzustehen.« Schwester Nummer eins (sechs Jahre älter als Frances) sah sich das Video im ersten Jahr täglich an.

*

Bryn hatte keine Geschwister, aber viele Freunde. S kam gegen Ende des siebten Schuljahrs an Bryns Schule und war seitdem sein bester Freund.

»Bryns Mutter hat angerufen und es mir gesagt. Oder sein Vater. Einer seiner Eltern. Sonntagmorgen. Ich war in der Küche, hab gerade eine Tasse Tee getrunken. Dann kam

dieser Anruf und mir wurde gesagt, man habe Bryn tot aufgefunden. Kurzes Gespräch.«

In einem kleinen Park unter einem großen Baum sprechen S und ich leise miteinander, auf meiner Handyaufnahme sind die Vögel und Kinder lauter als wir.

Die Eltern von S waren nicht da. Er rief seine Großmutter an. Sie kam vorbei. Danach ist alles verschwommen, vor allem in den ersten Wochen. Er hätte nicht zur Schule gehen müssen, aber er ging trotzdem. Die Schule tat ihm gut. Seine Freunde waren dort und ein paar engagierte Lehrer. Im ganzen Jahr fühlte er sich nur einmal im Stich gelassen und war stinksauer, und zwar als der Direktor bei der Versammlung am Schuljahresende Bryn mit keinem Wort erwähnte. Im darauffolgenden Jahr machte Bryns Klasse den Abschluss, und Monique wurde gebeten, beim Abschiedsbankett eine Rede zu halten. »Die Schule wollte, dass bis dahin alles vergessen ist«, sagt sie, »das war mir klar. Und ich spreche überhaupt nicht gern vor großem Publikum. Aber ich stand auf. In dem Riesensaal mit den vielen Leuten. Ich habe Folgendes gesagt: In einer Sache bin ich wirklich gut, und zwar zur richtigen Zeit am richtigen Ort zu sein, und ich glaube, als wir Bryn verloren haben, war ich zur richtigen Zeit am richtigen Ort. Der Saal verstummte. Alle nickten. Es war richtig gewesen, etwas zu sagen, das wusste ich.«

Sein Jahrgang sei besonders gewesen, sagt S, sie hätten sich ungewöhnlich nahegestanden. In den ersten Jahren trafen sich einige von ihnen an Bryns Geburtstag. Manchmal picknickten sie draußen im Busch, wo seine Asche verstreut worden war, um über Bryn zu sprechen und zusammen zu sein. »Ich habe den Schülern gesagt: Wir sind anders, man hat uns das Herz gebrochen, das werden wir niemandem antun«, erzählt mir Monique. »Vergesst dieses Gefühl nie.«

S unterrichtet Englisch und Geisteswissenschaften an einer Highschool. »Ich habe gar nicht groß darüber nachgedacht, ob meine Entscheidung, Lehrer zu werden, mit Bryns Tod zusammenhängt.« Ungläubig sehe ich ihn an. »Ich versuche einfach, für die Schüler erreichbar zu sein«, sagt er, »und nahbar. Es soll ihnen leichtfallen, zu mir zu kommen und mit mir zu sprechen.« Ich hake nicht weiter nach. Es reicht, dass er da ist und es selbst weiß.

Wenn Moniques Schüler nach einem Jungen fragen, der sich vor Jahren das Leben genommen hat, erzählt sie ihnen von ihm. Angenommen, jemand kommt ins Klassenzimmer und verkündet leichtfertig: »Ich glaub, ich geb mir die Kugel«, dann flüstern die anderen: »Psst, doch nicht, wenn sie da ist.« Ihre Schüler wissen Bescheid.

Wohin man auch blickt, man sieht Löcher: freie Stühle, leere Tische, Lücken auf der Klassenliste. Spinde: Ständig blieb S' Blick an Bryns Spind hängen. Versuch zu vergessen, aber wie soll man vergessen? Noch war im institutionellen Gedächtnis von Schulen kein Platz für Suizid. Wenn der Verstorbene Schülersprecher gewesen war, wurde vielleicht eine Gedenktafel oder etwas ähnlich Unauffälliges aufgestellt. Ohne Hinweis auf die Todesursache. Ich weiß von einer Schule, die auf Drängen der Eltern einen Rosengarten angelegt hat. Ein Rosengarten auf dem Schulgelände ohne irgendeine Erklärung für seine Existenz, ein stilles, duftendes Denkmal.

*